

Thomas Faist

Bemerkungen bei der Finissage am 31. August 2016, ZiF – zur Ausstellung von
Anna Konik, „in the same city, under the same sky ...“

Bilder über MigrantInnen und Flüchtlinge sind allgegenwärtig. Und genauso ubiquitär sind die von Journalisten eingefangenen Stimmen. Angesichts der Schwemme an medialen Eindrücken ist es ungemein schwer überhaupt Aufmerksamkeit zu gewinnen, die über einige Sekunden hinausreicht. Da stellt sich die Frage, ob die bloße Vermittlung von Wissen ausreicht, um zum Nachdenken anzuregen. Neben das Wissen muss auch „das Schauen und Staunen treten“, so Klaus-Rüdiger Mai, einer der Biographen von Albrecht Dürer.¹

Eine Anregung fürs Schauen und Staunen gibt Anna Konik in ihrer vor uns aufgebauten Ausstellung „in the same city, under the same sky“. Sie führte Interviews mit Frauen, die Flucht- und Migrationserfahrungen hinter sich haben. Entscheidend in der Darstellung ist: Die Künstlerin hat Migrantinnen interviewt und deren Geschichte von einheimischen Frauen als ihre eigenen Geschichten erzählen lassen. Es sind also nicht die Originalinterviews, die wir in den Zelten auf den Monitoren sehen und hören, sondern die auf den Originalen beruhenden Erzählungen anderer, die sich in diese Schicksale hineinversetzen. Jedes Zelt bezieht sich auf eine Stadt: Stockholm, Nantes, Białystok, Bukarest, Istanbul. Wir sehen und hören je 7 Interviews, also insgesamt 35 Interviews. Die Darstellerinnen, die ja keine professionellen Schauspieler sind, sprechen in ihrer jeweiligen Landessprache, und die Zuschauer können die Geschichten mittels englischsprachiger Untertitel nachverfolgen.

Deutlich werden die Unsicherheit, die Schwierigkeiten in dauerhaften Übergangssituationen und die erfahrene Liminalität. Viele Migrantinnen leben ohne gültigen Aufenthaltstitel. Sichtbar in den Interviews wird auch die verletzte

¹ Klaus-Rüdiger Mai, 2015. *Dürer: Das Universalgenie der Deutschen*. Berlin: Propyläen.

Menschenwürde: “In Afghanistan, a chicken has more value than a human” – so eine Frau aus Afghanistan, die in Istanbul lebt. Und überdeutlich wird das, was der französische Philosoph und Essayist, Michel de Montaigne, als am Schwersten verarbeitbar beschrieb: Grausamkeit – in den Herkunftsorten und auf der häufig beschwerlichen Flucht.

Ich finde dieses künstlerische Vorgehen auch aus soziologischer Sicht ungemein inspirierend. So fragte ich mich beispielsweise, was wohl das Ergebnis wäre, wenn die Geschichten nicht von jeweils einer einheimischen Frau, sondern mehreren Frauen unabhängig voneinander erzählt werden würden? Auf welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede würden wir wohl stoßen? An was schließen sie an, was lassen sie weg? An ein solches Quasi-Experiment habe ich tatsächlich nachgedacht, eventuell als Gegenstand eines kleinen Forschungsprojekts.

An diesem Punkt stelle ich mir auch die Frage nach dem Verhältnis von Vertrautheit und Fremdheit. Die Frauen geben die Interviews immer in einem ähnlichen Raum wieder, zumeist einem Wohnzimmer, mit etwa gleicher Kameraeinstellung. Vielleicht ist ja die Vertrautheit des Wohnzimmers für die Einheimischen ein gewollter Kontrast zur Fremdheitserfahrung der geflüchteten Frauen? Sicherlich ist es eine Anregung für das Hinterfragen des Verhältnisses von Vertrautem und Fremden.

Sind die Erzählungen über diese, man könnte sagen peripheren Fremden durch Einheimische – eine Art Verfremdungseffekt, den wir aus dem epischen Theater von Bertold Brecht her kennen? Anders gefragt: Was passiert, wenn andere Personen die Geschichte der Flüchtlingsfrauen erzählen? Solche, die eben nicht auf der Flucht sind bzw. waren? Und das in einer anderen Sprache? Mit anderer Emphase/Betonung usw.? Und welche Veränderung geht von Kunst aus? Gerade die letzte Frage zielt auf den Zusammenhang von Kunst und Politik.

Um mit der letzten Frage nach Politik anzufangen. Nun, wir können vermuten: Durch den Einsatz der einheimischen Frauen – ich vermute, in der Regel Mittelklasse-Frauen – erzielt die Künstlerin einen Verfremdungseffekt, der Gewohntes aufbrechen kann – kulturelle Sehtraditionen, ästhetische Vorstellungen oder eingeübte professionelle Blickroutinen in der Herstellung und

Wahrnehmung von Bildern. Und allein schon die Tatsache, dass die nativen Frauen die Geschichte in Ich-Form erzählen, ist Ausgang einer Befragung des Fremden im Eigenen! Kunst wäre aus dieser Sicht durchaus politisch, aber nicht unbedingt tagespolitisch. Kunst trägt im besten Falle auch dazu bei, sich selbst zu befragen.

Was aber ist der Effekt der Verfremdung? Ist die Zuhilfenahme der Einheimischen ein Weg zum empathischen Umgang mit der Fremden, dem Fremden – in mir selbst? Wir könnten dann sagen: Ich lote das Fremd-sein in mir selbst aus. Nun, einen Anhaltspunkt liefert diese Überlegung: Denn ich kann nur dann das Fremde sehen, wenn in ich nicht davon ausgehe, dass es in mir nicht nur das Eigene gibt. Ich würde es ansatzweise so sehen: Über das Fremde wird selbstverständlich das Eigene mitbefragt. Das ist eine Voraussetzung für Empathie.

Hier drängt sich mir folgende Form der Selbstbefragung auf: „Warum sind die Frauen, die dort stellvertretend für Flüchtlinge sprechen, nicht selbst Flüchtlinge? Warum ist das, wovon sie da sprechen, nicht ihnen passiert, sondern anderen Menschen? Und warum bin ich selbst kein Flüchtling, warum habe ich diese oder ähnliche Dinge nicht erlebt?“ Dabei geht es aus meiner Sicht insbesondere um die Infragestellung von Aussagen, die auf Leistungen oder Versagen verweisen, z.B. „Wir im Westen haben gelernt, miteinander in Frieden zu leben, und demokratische Rechtsstaaten aufgebaut - die Afrikaner / Muslime / ... haben das nicht geschafft, sind dazu vielleicht auch gar nicht fähig.“ Denn: „Haben die Frauen, die dort für Flüchtlinge sprechen, es sich aufgrund eigener Leistungen verdient, in besseren Umständen zu leben als die Flüchtlinge, deren Geschichte sie erzählen? Habe ich es mir erarbeitet, auf dieser Seite der EU-Außengrenze leben zu dürfen, ist das ein gerechter Lohn für etwas, was ich getan habe? Oder verdanke ich das alles nicht dem reinen Zufall des Geburtsortes - genauso wie die Erzählerinnen, genauso wie andere Menschen, die in Europa statt in Syrien oder Somalia geboren sind? Und wenn das so ist - wer genau ist dann eigentlich dieses „Wir“, das etwas geleistet haben soll, was „die“, also die Anderen nicht geleistet haben?“

Zwei Schichten des Fremden lassen sich hier gewinnbringend unterscheiden – eine rechtliche und eine soziale Dimension:

- (1) *Rechtlich*: Was den legalen Status betrifft, so ist es – wie schon erwähnt – der Zufall des Geburtsorts, der grundlegend die Lebenschancen bestimmt – statistisch gesprochen im Hinblick auf Einkommenschancen weltweit gesehen etwa noch wichtiger als die Klassenzugehörigkeit! Und es gilt die Erkenntnis des österreichischen Schriftstellers Josef Roth in den 1930er Jahren angesichts eines anderen Kontexts, nämlich Ausbürgerungen aus dem nationalsozialistischen Deutschland: „Und was ist ein Mensch ohne Papiere? Weniger als ein Papier ohne Menschen!“
- (2) *Sozial*: Die sozialen Verhältnisse beziehen sich auf die vielfältigen Grenzziehungen zwischen Gruppen. Georg Simmel fasste zu Anfang des 20. Jahrhunderts den „Gruppenfremden“ als einen „der heute kommt und morgen bleibt“.² Der Wandernde wohnt in der Stadt, also mit Bezug auf den Titel von Anna Koniks Ausstellung „in the same city“, doch hat er großen sozialen Abstand, er bzw. sie wohnt dort nicht im gleichen Sozialraum wie die Einheimischen, ist also nicht „under the same sky“. Es ist der „marginal man“ -- oder hier könnten wir sagen: die „marginal woman“ -- so der US-amerikanische Soziologe Robert E. Park in den 1920er Jahren zu Migranten, die er als wurzellos Gewordene sieht.³

Heute lernen wir Migration und Flucht als (neue) Normalität zu begreifen. Gäbe es dann Chancen hin zu einem neuen „Wir“? Derartige Fragen verlangen selbstverständlich nach einer historischen Betrachtung, die ich hier nicht angehen kann. Hier nur so viel: Die Interviews und ihre künstlerische Darstellung sind präzise Momentaufnahmen. Die Stellung von Fremden und Eigenen ist aber selbstverständlich historisch kontextualisiert und als sich entwickelnd zu betrachten.

Immigrant/innen in europäischen Ländern waren in den 1950er/1960er Jahren überwiegend „fremde Gäste“ (beispielsweise Anwerbung von Gastarbeitern) oder schon „periphere Fremde“ in Georg Simmels Sinn (etwa Migranten aus ehemaligen Kolonien). Es blieb nicht aus, dass sie im Laufe der 1980er und 1990er

² Georg Simmel, 1981 (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Kapitel IX: Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft. Exkurs über den Fremden, S. 509-512.

³ Robert E. Park, 1928. Human Migration and the Marginal Man, *American Journal of Sociology*, 33: 881-893.

Jahren in Europa zu „avancierenden Fremden“ entwickelten, die Forderungen stellten und Rechte einforderten. Heute wiederum ist gerade in der öffentlichen Sphäre ihre Thematisierung als „kulturkreisfremde Subjekte“ im Gange, entlang symbolischer Grenzziehungen zwischen Religionen, die vermeintlich entweder modern oder traditionell seien. Allein schon die Rede von „Kulturkreis“ suggeriert, dass es um die vermeintliche Essenz von Kulturen geht. Aber der Mensch ist doch niemals völlig in seiner „eigenen“ Kultur zu Hause. Hier wären wir zurück bei der Vorstellung des Fremden im Eigenen – das Fremde im Eigenen, sozusagen.

Die Ausstellung von Anna Konik ist, so gesehen, auch ein Beitrag dazu, wie unsere Gesellschaft bzw. Gesellschaften aussehen könnten – nämlich als auch durch Empathie geprägt. Durch die Verfremdungseffekte weist die Künstlerin auf eine der Grundbedingungen eines gelingenden Miteinanders hin, dass nämlich Selbstbefragung, Offenheit und das Interesse an Kenntnissen von Neuankömmlingen notwendig ist. Und das setzt auch Interesse an der Situation der Neuankömmlinge voraus – dessen Abwesenheit oft von den Frauen in den Interviews beklagt wird. Und es kommt noch etwas hinzu, was gerade im Hinblick auf Geflüchtete von Einheimischen nur verschämt eingestanden wird: das wohlverstandene, auch wirtschaftlich inspirierte, Eigeninteresse der Einheimischen.

Etwas zugespitzt könnte man bei der Darstellung der Gespräche mit den geflüchteten und migrierten Frauen durch die Einheimischen von einem „Kosmopolitanismus von unten“ sprechen. Als Träger eines solchen Kosmopolitanismus wird von „linken“ Soziologen in der Regel die Zivilgesellschaft ausgemacht, also all die sozialen Kollektive zwischen Staat, Markt und Familie – beispielsweise soziale Bewegungen, Sportvereine, religiöse Vereinigungen usw. Der Hinweis auf die sogenannte „Willkommenskultur“ in Deutschland gegenüber Geflüchteten im Sommer 2015 mag hier genügen. Selbstverständlich muss man in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass zur Zivilgesellschaft nicht nur die ehrenamtlichen Helfer und Helferinnen zählen, die sich in der Erstversorgung und weiteren Betreuung von Geflüchteten engagierten und immer noch helfen, sondern auch diejenigen, die eine Aufnahme von Geflüchteten – zumindest in

größerer Zahl – ablehnen (Stichwort: Pegida) und dieser Gesinnung teilweise sogar gewaltsam Ausdruck verleihen.

Und dies ist in Europa derzeit ein wichtiges Charakteristikum im Umgang mit dem „fremden Fremden“: Einerseits gibt es eine bisher ungekannte Welle des Bezeugens von Empathie gegenüber Geflüchteten. Dies wird im historischen Rückblick deutlich. Anfang der 1990er Jahre, der letzten größeren Zahl von Geflüchteten, war das zivilgesellschaftliche Engagement nicht annähernd so groß wie heute. Hier gibt es also deutliche Anzeichen der Steigerung von Empathie. Andererseits war damals trotz massiver Gewalt gegenüber Flüchtlingen, ich erinnere hier nur an die Brandstiftung in Rostock-Lichtenhagen im Jahre 1992, keine so hohe Zahl an Angriffen auf Geflüchtete und ihre Unterkünfte zu verzeichnen. Wir haben es also mit einer stärkeren Polarisierung um das Eigene und das Fremde herum zu tun, die in den beiden gegensätzlichen Lagern der Zivilgesellschaft sichtbar werden. Diese Polarisierung ist dabei nicht einfach das Werk böser Rechtspopulisten, sondern rührt aus grundsätzlich verschiedenen Positionen darüber, ob das Eigene statisch oder veränderbar ist. Neben der kulturellen Frage ist es, und das erstaunt nicht, auch die soziale Frage der wachsenden Ungleichheiten im Gefolge neoliberaler Marktliberalisierung, die Menschen beunruhigt. Es gibt vielfältige Verbindungen zwischen der kulturellen und der sozialen Frage. Ich möchte nur eine hervorheben: Öffentlich thematisiert wird die kulturelle Frage insbesondere bei statusniedrigeren Migrantengruppen.

Wie geht Politik damit um? Kürzlich durchgeführte Umfragen unter 200 Politiker/innen in vielen Teilen der Welt weisen darauf hin, dass Migration und Flucht nicht als Gestaltungsaufgabe gesehen werden.⁴ Einerseits begreifen die befragten Politiker und Politikerinnen relativ hohe Migrations- und Geflüchtetenzahlen und das Anwachsen irregulärer Migration als „neue Normalität“. Andererseits betonen sie, dass sie vor allem die politischen Auswirkungen befürchten, u.a. Verlust von Wahlen und die Stärkung von

⁴ Siehe dazu erste empirische Ergebnisse des Projekts „Prospects for International Migration Governance“ an der University of Sheffield: “Emerging themes from MIGPROSP research“, <http://migrationgovernance.org/index.php/2016/06/29/emerging-themes-from-migprosp-research/> Accessed on 22 August 2016.

Rechtspopulisten. In vielen europäischen Staaten wirkt die stark negative Politisierung von Immigration als Hindernis für Politikwandel. So sagte etwa ein befragter Politiker in einem der EU Staaten: „Unsere größte Unsicherheit besteht nicht in der tatsächlichen Migration, sondern der internen Politik. Es sind die LePens, UKIP, die Wahren Finnen, die Schwedendemokraten, die AfDs, die Pegidas oder wie auch immer diese politischen Bewegungen heißen. Es ist also die Wahrnehmungs- und die Reaktionsseite, die schwer handzuhaben sind.“

Und noch etwas ist charakteristisch für die gegenwärtige Situation, und das beunruhigt mich noch weit mehr. Die Debatte um das Fremde bzw. die Fremden zielt immer mehr auf unsere Mitte, also auf Kategorien von Personen, die in der Regel deutsche Staatsangehörige sind oder mehrheitlich in Deutschland permanent leben. Das wären nicht wie die Geflüchteten die „fremden Fremden“, sondern die „eigenen Fremden“. Während Geflüchtete direkt körperliche Gewalt erfahren, geraten darüber hinaus immer mehr lebens- und arbeitsmäßig Integrierte in den Fokus von Rechtspopulisten. Ja, man könnte sagen, die Flüchtlingsfrage bildet vielleicht nur der Auftakt für weitergehende Ausgrenzungen – sichtbar an den Forderungen von Parteien wie AfD, Front National, UKIP usw. Ein Beispiel dafür ist die Rede vom Islam an sich als nicht kompatibel mit einer demokratischen und rechtsstaatlichen Grundordnung unserer Gesellschaft. So werden nicht nur Geflüchtete, sondern vor allem auch Sesshafte als nicht zugehörig definiert. Das Eigene wird hier also zum Fremden. Um nicht falsch verstanden zu werden. Mir geht es hier nicht darum, für oder gegen bestimmte Positionen – also etwas für oder gegen das Tragen des Schleiers in der Öffentlichkeit – Stellung zu beziehen. Es wäre erstaunlich, wenn in einer kulturell pluralistischen Gesellschaft darüber Einigkeit bestünde, und es darüber nicht virulente Konflikte gäbe. Vielmehr spreche ich hier von unzulässigen Generalisierungen, die per se bestimmten Religionen oder Sprachen an sich als nicht kompatibel mit „unserer“ Lebensweise deklarieren. Hier geht es nicht mehr nur um die Frage der Exklusion bzw. Inklusion von Neuankömmlingen. Schon Georg Simmel wies darauf hin, dass der Fremde nicht nur unter uns, sondern immer schon einer von uns ist: „Der Fremde ist ein Element der Gruppe selbst, nicht anders als die Armen und die mannigfachen »inneren Feind« - ein Element, dessen immanente und Gliedstellung zugleich ein Außerhalb und Gegenüber

einschließt.“⁵ Daher ist die Frage viel zu oberflächlich, wenn wir das Grundproblem in Zugehörigkeit festmachen würden, also etwa „Wer gehört dazu? Wer ist einer von uns?“ Vielmehr ist die Frage eher: „Wer sind Wir?“

⁵ Simmel, *ibid.*